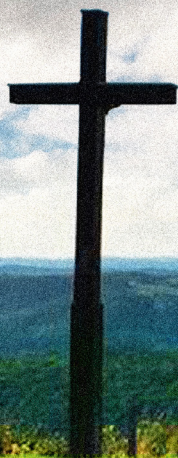


MANFRED BOMM

Traufgänger

KRIMINALROMAN



GMEINER



MANFRED BOMM

Traufgänger

MANFRED BOMM

Traufgänger

**DER SIEBZEHNTE FALL FÜR
AUGUST HÄBERLE**

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG
(»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei Fragen zur Produktsicherheit gemäß der Verordnung über die allgemeine
Produktsicherheit (GPSR) wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2017 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd

Satz: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © Manfred Bomm

und © thomas_pics / Fotolia.com

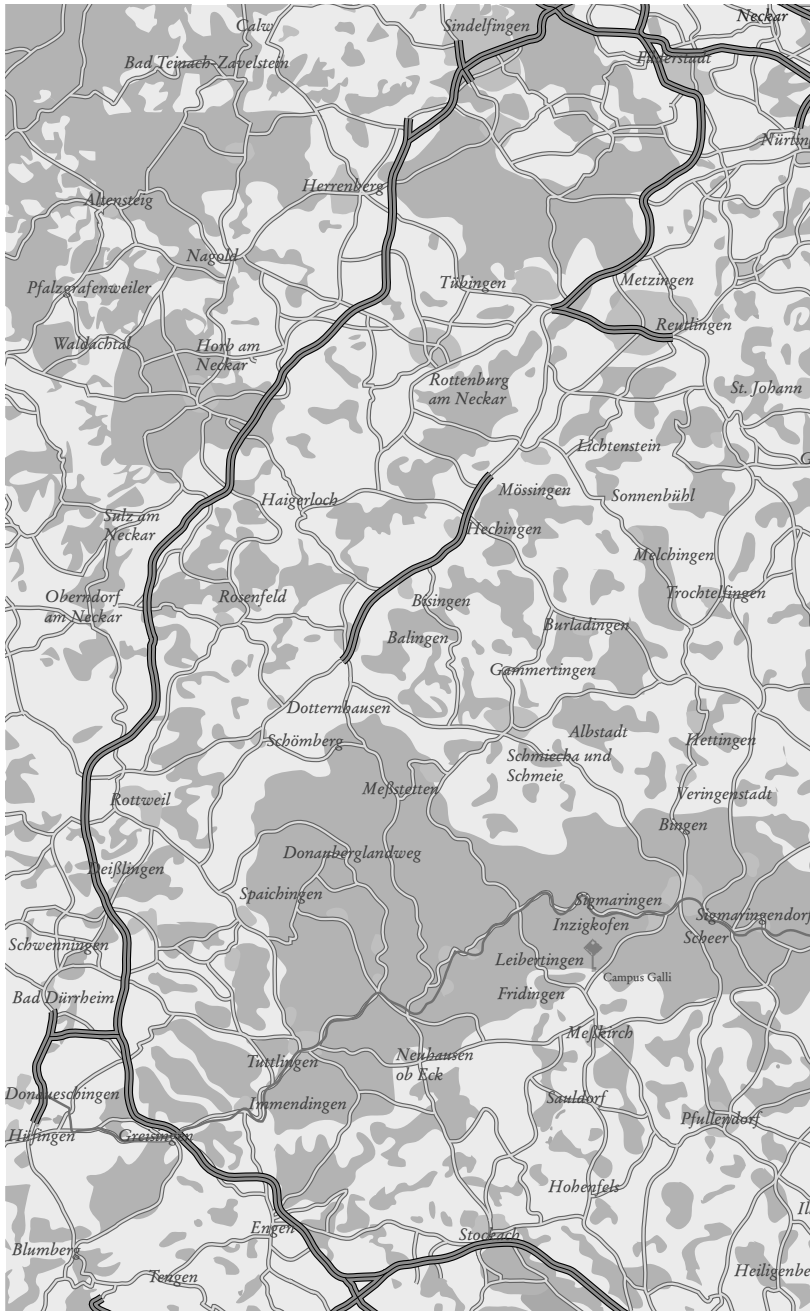
ISBN 978-3-8392-5287-1

VORWORT

Gewidmet all jenen, die erkennen, dass unsere Welt aus mehr besteht, als nur dem unablässigen Streben nach Macht und Gewinn. Wer getrieben ist von Stress und Hektik – stets in der Angst, etwas zu verpassen –, der verliert den Blick für das Wesentliche: den Blick nämlich auf die Wunder, die uns die Natur am Wegesrand bereithält.

Lassen wir uns deshalb nicht blenden von all den Rücksichtslosen, die auf Kosten ihrer Mitmenschen nach immer Höherem streben, sondern haben wir Respekt vor denen, die sich für das Allgemeinwohl einsetzen und mit gegenseitiger Toleranz dazu beitragen, dass wir in Frieden leben und unsere gesellschaftlichen Werte bewahren können.

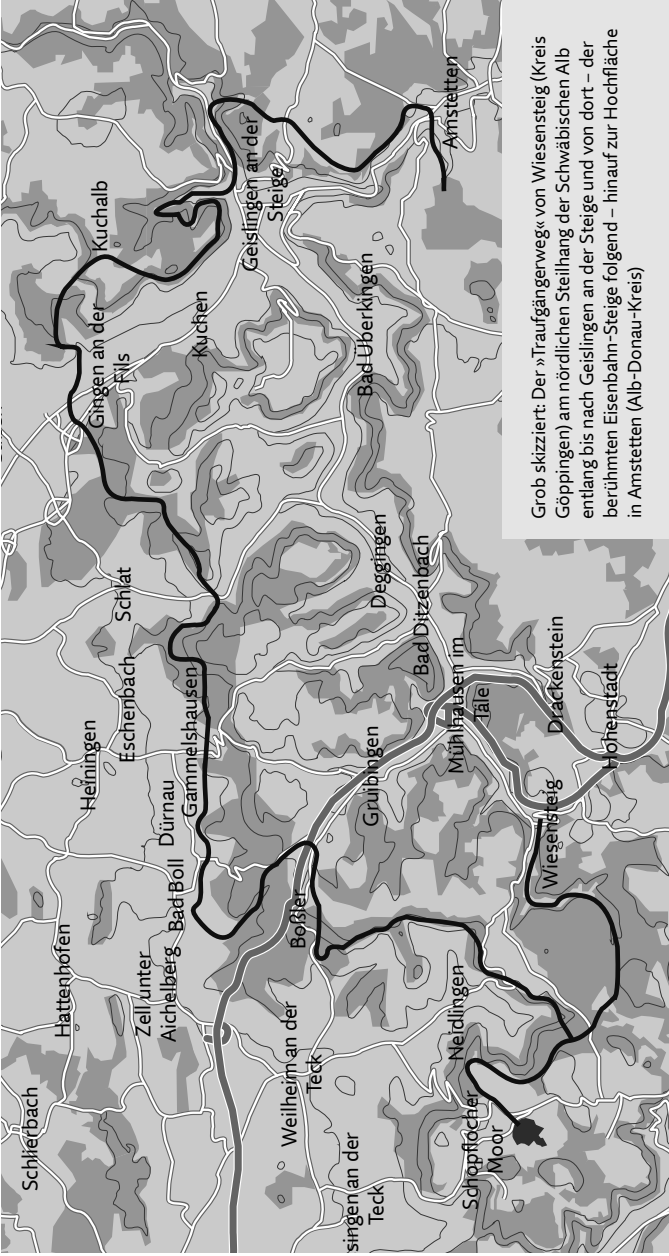
Mögen wir uns darauf besinnen, dass wir alle auf einem einzigartigen, aber sehr kleinen Planeten leben, auf dem das Universum etwas Wunderbares hervorgebracht hat, das es zu schützen gilt.





Für alle Leser, die den Spuren von Kommissar August Häberle folgen wollen: Die Schauplätze im Südwesten.

Nördlich des Bodensees (ein Zipfel davon ist bei Stockach zu sehen) finden sich Meßkirch und der »Campus Galli«, noch weiter im Norden die Städte Tübingen, Reutlingen und Bad Urach. Das Gebiet des »Schwäbische Alb-Traufgängers« erstreckt sich östlich davon – etwa zwischen der charakteristischen Teilung der Autobahn A 8 in Alauf- und -abstieg sowie der Stadt Geislingen an der Steige.



Grob skizziert: Der »Traufgängerweg« von Wiesensteig (Kreis Göppingen) am nördlichen Steilhang der Schwäbischen Alb entlang bis nach Geislingen an der Steige und von dort – der berühmten Eisenbahn-Steige folgend – hinauf zur Hochfläche in Amstetten (Alb-Donau-Kreis)

[PROLOG]

Es war eine friedliche Stille. Das Laub der Buchen, die hoch und schwarz in den sternklaren Nachthimmel ragten, verbreitete im sanften Sommerwind ein leises Rauschen. In dem großen Waldgebiet südlich der Donau schien sich die Natur von der Lebendigkeit des Tages zu erholen. Die Sonne war schon vor einer Stunde untergegangen, das vielstimmige Zwitschern der Vögel verstummt. Nur der schaurige Schrei eines Nachtvogels hallte bisweilen von den Stämmen der Bäume wider und ließ erahnen, dass sich in dieser undurchdringlichen Schwärze auch jetzt noch vielfältiges Leben regte. Die Stunden der nächtlichen Jäger waren angebrochen.

Tagsüber herrschte hier auf dem »Campus Galli« unweit von Meßkirch an diesen Sommertagen rege Betriebsamkeit. Verborgener in dem riesigen Waldgebiet, hatte man 2013 damit begonnen, einen Plan zu realisieren, der aufs 9. Jahrhundert zurückging: Im Rahmen eines ehrgeizigen Projekts sollte eine Klosterstadt entstehen – und zwar weitgehend nur mit den Mitteln und Möglichkeiten, die den Menschen der damaligen Zeit zur Verfügung gestanden hatten. Es war ein Vorhaben, das erst in ferner Zukunft realisiert sein würde. Manche, die jetzt Hand anlegten, dürften die Vollendung vermutlich gar nicht mehr erleben. Insofern würde es ihnen nicht anders ergehen als vielen mittelalterlichen Bauherren, deren großen Werke erst nach ihrem Tode fertiggestellt wurden. Beim

Ulmer Münster waren zwischen Grundsteinlegung und dem Errichten der Turmspitze sogar 400 Jahre vergangen.

»Campus Galli« auf der Gemarkung Meßkirch, zwischen Donau und Bodensee gelegen, steckte jetzt, drei Jahre nach dem ersten Spatenstich, praktisch noch in den Kinderschuhen. Gerade dies dürfte aber der Grund dafür sein, dass es für viele engagierte Menschen eine Herausforderung war, an diesem Jahrhundertprojekt mitzuarbeiten: Unzählige Ehrenamtliche und Langzeitarbeitslose, die für einige Wochen oder Monate das beschauliche und technikferne Leben im Walde erleben wollten, packten ebenso mit an wie gelernte Handwerker, die ganz ohne die Segnungen der Zivilisation ihr Wissen einbrachten.

Lorenz Moll zählte zu jenen, die ein paar Tage die Hektik und den Stress des Alltags hinter sich lassen wollten. Seine Fachkenntnis als Elektromeister war zwar für den Bau einer früh-mittelalterlichen Klosteranlage nicht gefragt, dafür aber hatte er gelernt, als Handwerker in allen Bereichen auch mal kräftig zuzupacken. Außerdem interessierte ihn die Holzverarbeitung, die hier in großem Stil vonnöten war. Deshalb hatte er sich für das mühevollere Herausspalten von Schindeln entschieden, die fürs künftige Kirchendach gebraucht wurden. Dazu war ihm ein Fachmann im Rentenalter zur Seite gestellt worden, sodass er, der 46-Jährige mit leichtem Bauchansatz, bereits nach einem halben Tag diese Arbeit mit Holzhammer und dem eisernen Abspaltwerkzeug beherrschte. Natürlich stellten die ungewohnten Handgriffe und kräftigen Bewegungen eine körperliche Anstrengung dar, aber die vielen Besucher, die ihm tagsüber bei der Arbeit zusahen, entschädigten ihn für diese Mühe und sorgten überdies für Abwechslung und willkommene Pausen.

Moll, der wie alle im Campus kuttenartige mittelalterliche Kleidung trug, schilderte bereitwillig das mühevoll Her-aushacken der Schindeln aus den Baumstämmen, berichtete, dass für ein dichtes Dach eine dreilagige Abdeckung notwendig sei und man für die Kirche immerhin 15.000 solcher Teile benötige.

Jetzt, in der Nacht, wenn der Campus für Besucher geschlossen war, hatten auch die Mitarbeiter das zwölf Hektar große Waldgebiet verlassen, um entweder daheim oder in Hotels und Pensionen zu schlafen oder – wie Moll es organisiert hatte – auf einem nahen Campingplatz. Doch bereits nachdem er am Montag angereist war, also vor genau vier Tagen, hatte er beschlossen, diese lauen Nächte umgeben von den Düften des frisch geschlagenen Holzes unter dem Schindeldach seiner Werkstatt zu verbringen, die nur nach hinten zum Hochwald hin mit einem Geflecht aus dünnen Stämmen begrenzt war.

Er genoss es, nach Einbruch der Dunkelheit noch ein oder zwei Gläschen Wein zu trinken, dann inmitten dieser Einsamkeit zu schlafen und von dem Krähen der Hähne geweckt zu werden, die nicht weit von ihm entfernt in einem offenen Gehege gehalten wurden. Alles war schließlich so angelegt worden, als befände man sich im 9. Jahrhundert: Ziegen freuten sich über ihre absolut artgerechte Haltung ebenso wie einige sich im Schlamm suhlende Schweine. Auf einer Weide grasten Kühe und Ochsen.

Noch vor Sonnenaufgang, im ersten Morgengrauen, verließ er die Anlage, um zum Campingplatz zu fahren, wo er sich in seinem Wohnwagen frisch machen und frühstücken konnte.

Inzwischen hatte er bereits drei Nächte hier draußen verbracht, jedes Mal eine halbe Flasche Rotwein getrunken und einmal sogar einen Fuchs vorbeischleichen sehen. Die Stille

und Einsamkeit waren tatsächlich dazu angetan, die wilden Gedanken der vergangenen Monate zu besänftigen – auch wenn ihm dies schwerfiel. Der Versuch, die Probleme mit Alkohol zu dämpfen, war natürlich Schwachsinn, das wusste er. Aber er brauchte den Wein, bisweilen sogar ein Gläschen Cognac, um überhaupt einschlafen zu können. Viel zu viel hatte sich ereignet. Und viel zu weit hatte er sich in den Strudel all dessen hineinziehen lassen, wohin ihm andere den Weg geebnet hatten.

Inzwischen hatte er Dinge erfahren, von denen er nie geglaubt hatte, dass es sie auch weit ab der großen Metropolen geben würde. Und genau dieses Wissen konnte ihm gefährlich werden. Einige Vorsichtsmaßnahmen hatte er deshalb getroffen – auch hier.

Aber vielleicht spielten nur seine Nerven verrückt. Womöglich bildete er sich etwas ein, das gar nicht so war. Doch der Versuch, sich auf diese Weise zu beruhigen, endete jedes Mal mit der mahnenden inneren Stimme, die ihm sagte, dass er doch Fakten und Daten vorliegen habe, die seine Ängste begründeten.

Deshalb war er vorige Nacht, kurz vor dem Morgengrauen, auch aus seinem alkoholgeschwängerten Schlaf mit schwerem Kopf aufgeschreckt, als sich das Geräusch menschlicher Schritte in sein Unterbewusstsein geschlichen hatte. Er war regungslos liegen geblieben, hatte zwischen den dünnen Decken seiner harten Liegestatt in die Dunkelheit geblinzelt und neben einem Stapel fertiger Schindeln die Silhouette einer Person wahrgenommen.

Noch im Halbschlaf fingerte er mit der rechten Hand nach einem bereitliegenden Holzstecken, den er fest umklammerte. Mit zaghafter Stimme rief er in die Nacht: »Hallo – ist da jemand?« Der Schatten, der sich nur wenige Meter von ihm entfernt bewegt hatte, blieb abrupt stehen. Moll

hob seinen Oberkörper vorsichtig und wiederholte etwas lauter: »Hallo, ist da jemand?« Er verspürte innere Unruhe. Angst. Panik.

Dann aber vernahm er eine erlösende Stimme, deren Klang und badische Einfärbung ihm vertraut waren: »Keine Angst, ich bin's, der Peter. Der von der Schmiede.«

Erleichtert stand Moll vollends auf, zog seine Boxershorts über den Bauchansatz und warf den Holzstecken weg. Es war tatsächlich »der Peter aus Mannheim«, der da durch die Nacht geisterte – auch ein urlaubender Freiwilliger, gelernter Betriebswirtschaftler, der hier sein hektisches Leben entschleunigen wollte. Sie hatten sich gleich am ersten Tag beim Essen an der Verpflegungsstation getroffen und gegenseitige Sympathie empfunden. Auch Peter war in den Nächten meist in seiner Werkstatthütte geblieben. Beide verband das Bedürfnis, komplett abschalten zu wollen, beide hatten ihren Familien angekündigt, eine Woche völlig der Zivilisation zu entsagen und nicht einmal ein Handy zu benutzen.

Inzwischen hatten sie schon viele Stunden damit verbracht, über Gott und die Welt, vor allem aber auch über ihre persönlichen Probleme zu reden und dabei Wein zu trinken.

Lorenz Moll hatte Peter erzählt, dass sein ursprünglicher Plan, die Woche im Campus mit einem einst guten Freund zu verbringen, wegen einer heftigen Auseinandersetzung geplatzt sei.

Gerade wegen dieses Streits plagten ihn noch immer erhebliche Selbstzweifel und Vorwürfe. Vor dem Einschlafen und nachts, wenn er erwachte, ließ ihn der Gedanke an diesen Krach nicht los. Er war deshalb dankbar, mit Peter einen vertrauenswürdigen Menschen gefunden zu haben, mit dem er über alles offen und ehrlich reden konnte – zumindest über fast alles. Ein paar kleinere Details über die Hin-

tergründe des Streits ließ er unausgesprochen. Nur einmal hatte er, eher versehentlich, zwei Namen erwähnt. Dass Peter im Laufe der weiteren Gespräche nie nachgehakt hatte, was aus diesen beiden geworden war, empfand Moll nicht als Desinteresse an seinen Erzählungen, sondern als Respekt gegenüber seinem Bemühen, niemanden direkt anschwärzen zu wollen. Peter war ein aufmerksamer Zuhörer – einer, der Ratschläge geben konnte und sich einfühlsam zeigte. Mit jedem Gespräch war das Vertrauen größer geworden, und jetzt, in diesen einsamen Nachtstunden, hätte er ihm gerne sogar seine innersten Geheimnisse anvertraut.

Aber vielleicht war alles viel zu gefährlich, um überhaupt mit jemandem darüber zu reden. Seine aufgewühlte Gedankenwelt wurde immer wieder von einer übermächtigen Angst ergriffen, gegen die er seit Monaten schon ankämpfte. Er hatte gehofft, ihr in der Beschaulichkeit dieser mittelalterlichen Atmosphäre zu entkommen. Doch es war wohl ein Irrtum gewesen. Denn die Vergangenheit holte ihn auch hier gnadenlos ein – gestern Nachmittag war dies sogar in Gestalt seines einstigen Freundes geschehen. Plötzlich war er aufgetaucht, augerechnet hier inmitten einer Besuchergruppe. Beinahe hätte es Lorenz Moll die Sprache verschlagen. »Du hier?«, war alles, was ihm vor all den anderen Leuten über die Lippen gegangen war.

»Ja, da staunst du, was?«, hatte er zur Antwort bekommen, dazu wider Erwarten ein freundliches Lächeln, vermutlich ein gezwungenes: »Wir sollten mal reden, dringend.« Moll war in eine Art Schockstarre verfallen. Er fühlte sich für einen Moment wie betäubt, hatte sich aber schnell wieder gefangen, denn er musste unter allen Umständen Aufsehen vermeiden. Er entschuldigte sich bei den Besuchern, die ihm bei der Arbeit zugesehen hatten, um zögernd auf die Bitte seines ehemaligen Freundes eingehen zu kön-

nen und mit ihm hinter der Holzbegrenzung der Werkstatt zu verschwinden. Noch ehe Moll ihm Vorwürfe über sein unerwartetes Erscheinen machen konnte, versuchte ihn der Mann zu besänftigen und begann, mit gedämpfter Stimme auf ihn einzureden. Wieder einmal. Doch ihre Standpunkte waren so gegensätzlich, dass es keinerlei Kompromisse gab. Es war also sinnlos, darüber noch einmal zu reden, wie Moll es empfand. Sein etwa gleichaltriger Kontrahent, dessen gepflegtes Äußeres auf einen leitenden Angestellten hätte schließen lassen können, war trotz allem überaus freundlich aufgetreten und zeigte sich nach dem kurzen Wortwechsel sogar an der Arbeit und dem Tagesablauf im Campus interessiert. Moll ließ sich deshalb zu einer versöhnlich anmutenden Bemerkung hinreißen und schwärmte von den einsamen Nächten und den Düften des Waldes: »Hätte dir sicher auch gefallen und gutgetan.«

Jetzt, im Nachhinein, ärgerte es ihn, dass er sich überhaupt auf ein solches Gespräch eingelassen hatte. Oder hatte das Zusammentreffen nur dazu gedient, etwas auszuspähen?

Was war der Grund für die Andeutung seines ehemaligen Freundes gewesen, sich nun »für etwas anderes entschieden« zu haben? Angeblich für eine zehntägige Auszeit als Wanderer. Molls Zweifel nagten immer heftiger an seinem Innersten. Was, verdammt noch mal, musste ihn denn dies alles interessieren, jetzt, wo sie doch allen Grund hatten, ihre Gemeinsamkeiten zu vergessen, solange die vielen strittigen Punkte nicht geklärt waren?

Immer wieder liefen vor Molls geistigem Auge die Szenen des seltsamen Zusammentreffens von gestern Nachmittag ab. Als seien die Worte gerade erst gesprochen worden, hallten sie noch immer durch seinen Kopf. Es war deshalb auch in dieser Nacht unmöglich, in einen tiefen, erholsamen Schlaf

zu versinken. Der Rotwein taugte nur mäßig als Schlafmittel und Problemlöser.

Obwohl er nun schon vier Tage im Wald arbeitete und viele neue Freunde gewonnen hatte, ließen ihn all die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit nicht los. Sie hatten ihn im Klammergriff, beherrschten seine Gedanken und lähmten sie. Es war ein wildes Karussell, das sich immer schneller zu drehen begann.

Besser wäre es gewesen, seinen ehemaligen Freund zum Teufel zu jagen, anstatt sich mit ihm auf ein Gespräch einzulassen. Ja, er fühlte sich im Nachhinein geradezu übertölpelt. Aber er hatte schließlich auch keinen lautstarken Streit riskieren können inmitten des »Campus Galli«.

Eigentlich hatte er sich gewünscht, in dieser herrlichen Atmosphäre dieses Camps mit sich und der Welt ins Reine zu kommen – im Einklang mit der Natur. Irgendwie schienen für alle hier die Uhren langsamer zu gehen – nur nicht für ihn.

Er wälzte sich auf der harten Unterlage, die er selbst aus Haselnussruten und dünnen Stämmen gezimmert hatte, hin und her. Wieder war der entfernte Schrei eines Nachtvogels zu vernehmen, der offenbar zu verstehen geben wollte, wer Herr des Waldes war.

Wie spät es inzwischen war, konnte Moll nur ahnen. Vermutlich Mitternacht oder noch später. Er wünschte sich, dass Peter noch auftauchen würde. Oder sollte er einfach zu ihm übergehen? Ganz sicher hatte auch Peter das Gelände am Abend nicht verlassen. Und er war Luftlinie maximal 300 Meter entfernt; über den Rundweg vielleicht 500.

Nein, so spät in der Nacht wollte er ihn nicht stören. Außerdem war es ohnehin sinnlos, ihn mit Problemen zu belästigen, deren tiefere Ursachen er ihm verschweigen musste.

Während sich seine Gedanken im Kreise drehten, vermischten sich Realität, Ängste und Wünsche mit albraumartigen Sequenzen – wie lange, hätte er nicht sagen können. Vermutlich aber nur für kurze Zeit. Denn da war ein Geräusch, das nicht zu diesen Nächten passte. Schritte auf gekiestem Untergrund? Knackende Äste? Der Peter? Kam Peter doch noch? Oder jemand anderes aus dem vielköpfigen Campus-Team? Nein, das hier hörte sich anders an, irgendwie bedrohlich. Oder doch nur eine aufgeschreckte Maus? Wieder ein Fuchs? Moll war mit einem Schlag hellwach. Sein Puls raste, im Kopf dröhnte ein pulsierender Schmerz.

Wie letzte Nacht, als Peter gekommen war, sah er aus seiner liegenden Perspektive heraus auf die finstere Fläche vor seiner Werkstatt. In der undurchdringlichen Schwärze der Nacht zeichneten sich nur schemenhafte Schattenrisse ab. Er konnte Bäume und Sträucher zuordnen, doch eine Bewegung gab es da nicht.

Für einen kurzen Moment hielt er den Atem an. Dann vernahm er es ganz deutlich: Da waren Schritte im trockenen Laub. Nicht vorne, wohin er blicken konnte, sondern hinter ihm, dort, wo seine primitive Unterkunft an das Unterholz des Hochwaldes grenzte.

Ein größeres Tier? Ein Reh vielleicht, durchzuckte es ihn. Nein, das waren vorsichtige Tritte im Waldboden. Und die kamen näher. Er atmete flach, um keine verräterischen Geräusche zu verursachen. Augenblicke später kroch ihm Gänsehaut über den Rücken, denn das unbestimmte Gefühl, dass sich irgendjemand anschlich, stieg ins Unermessliche. Ein Adrenalinstoß jagte ihm den Puls noch weiter in die Höhe, was gleichzeitig eine Mischung aus Angst und Panik verursachte.

Der Stock von letzter Nacht, wo hatte er ihn hingelegt? Wo waren der schwere Hammer und wo das metallische Spaltwerkzeug?

Er brauchte dringend eine Waffe, falls er sich verteidigen musste, falls er angegriffen wurde, genauso, wie er es befürchtet hatte. Oder war das jetzt nur ein böser Traum? Nein, nein, er war doch hellwach.

Tagsüber hatte er hier alles im Griff, kannte inzwischen die Stellen, an denen Werkzeuge und die dünnen Stämme lagerten. Aber jetzt? Er spannte alle Muskeln an, sprang auf, griff links neben sich, wo er seine Hölzer vermutete, warf etwas davon um, bekam dann aber ein unbearbeitetes Stück Stamm zu fassen und hielt es fest umklammert, wild entschlossen, sich mit aller Kraft zur Wehr zu setzen. Doch im Bruchteil einer einzigen Sekunde preschte aus der finsternen Ecke zwischen den gestapelten Schindeln eine große Gestalt hervor, die sich blitzartig wortlos auf ihn stürzte und ihm keine Chance ließ. Sein kurzer Aufschrei war schwach und röchelnd und verstummte so schnell, dass niemand in diesem Wald, sofern es um diese Zeit überhaupt jemanden hier gab, dahinter den Todeskampf eines Menschen vermutet hätte.

Nächster Morgen, Freitag, 29 Juli

Ulm Hauptbahnhof, 10.04 Uhr, Gleis 6 Süd.

Wie immer stand dort um diese Zeit der Interregio-Express IRE 3044 nach Basel abfahrtbereit. Völlig überfüllt, weil die Bahn sich offenbar hartnäckig weigerte, trotz des hohen Passagieraufkommens einen längeren Zug einzusetzen. Astrid Mastrow hatte aber längst aufgehört, sich darüber zu ärgern. Die junge Frau war schon zufrieden, wenn die gekoppelten Diesel-Triebwagen einigermaßen pünktlich über die mehr als drei Stunden lange Fahrt den Badischen Bahnhof von Basel erreichten. Dort nämlich gab's nur ein ganz enges Zeitfenster: Gerade mal 86 Minuten blieben ihr, um etwas zu erledigen, das sie seit Monaten unzählige Male gemacht hatte. Inzwischen war ihr der Weg, den sie vom Bahnhof aus zurücklegen musste, vertraut. Wenn alles gut lief, dann erreichte sie um 14.42 Uhr wieder ihre Verbindung zurück nach Ulm.

Ein einziges Mal erst hatte sie den Zug verpasst und sich dann zwei Stunden lang in einem Shoppingcenter die Zeit vertrieben. Ohne etwas zu kaufen. Und angesichts der horrenden Preise, die sich aus der Freigabe des Franken-Wech-

selkurses für Euro-Besitzer entwickelt hatten, mied sie jedes Gasthaus und jedes Café.

Jetzt ging es also wieder los. Astrid Mastrow, 22 Jahre alt und Sekretärin einer Versicherungs- und Finanzierungs-Agentur auf der Schwäbischen Alb, saß in dem stickigen Zug, der nun auf meist schlechtem Gleisunterbau südwestwärts rumpelte. Die Geräusche waren alles andere als typisch für eine Eisenbahn. Kein sanftes Rauschen, kein Dahingleiten wie in einem ICE. Immer, wenn die Dieselmotoren beschleunigten, hörte es sich an, als säße man in einem alten Lastwagen, dessen Getriebe bei jedem Schaltvorgang hakte. Eine schreckliche Zugfahrt, dachte die junge Frau und fragte sich, weshalb es bis heute nicht gelungen war, diese wichtige süddeutsche Verbindung zum Bodensee und damit Richtung Schweiz zu elektrifizieren.

Ihre Aufgabe empfand die Frau, die sich gerne als Studentin ausgab, als äußerst spannend. »In geheimer Mission«, so bezeichneten ihre beiden Chefs diese regelmäßigen Bahnfahrten. Es war eine willkommene Abwechslung, wenngleich sie inzwischen jede Haltestation und auch die jeweiligen Ankunftszeiten auswendig kannte: Eine Stunde war's bis Friedrichshafen, eine weitere bis Singen am Hohentwiel, und dann noch mal eine Stunde bis Rheinfelden, das zehn Minuten vor dem Ziel lag. Vorausgesetzt, es gab keine Verzögerungen. Außerdem war hier in diesem Sommer ohnehin mit ständigen Fahrplanwechseln zu rechnen, manchmal sogar alle paar Wochen.

Dass sie in den streckenweise meist proppevollen Zügen nur einen kleinen Rucksack als Gepäck mit sich führte, empfand sie als äußerst angenehm. Für ihn gab es meist noch ein kleines Plätzchen in der Gepäckablage über ihr. Zumindest bei der Rückfahrt durfte sie ihn aber nicht aus den Augen lassen. Wenn viel los war, behielt sie den Rucksack dann lieber auf dem Schoß.

Auch heute hatte sie sich wieder das Outfit einer reisenden Studentin verpasst: zerschlissene Jeans, eine nicht allzu modische Sommerjacke, die langen Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden. Geschmeichelt nahm sie zur Kenntnis, wenn sich der Schaffner von ihrem Lächeln ablenken ließ und nur einen flüchtigen Blick auf ihr Baden-Württemberg-Ticket warf, das bis zur Endstation in der Schweiz galt.

Als der Zug in Ulm an der Donau entlang flussaufwärts fuhr, schien die Sonne bereits gnadenlos durch die Scheibe. Astrid beschlich die Befürchtung, die Klimaanlage könnte wieder einmal nicht funktionieren – den Hinweisschildern zum Trotz, denen zufolge die Fenster gerade wegen der Klimaanlage nicht geöffnet werden sollten.

Die Enge war wieder unerträglich, obwohl sie an einer der wenigen Viererguppen mit Tischchen saß und den Fensterplatz mit dem Rücken in Fahrtrichtung ergattert hatte. Ihr gegenüber schwieg ein älteres Ehepaar vor sich hin, neben ihr wischte ein pubertierender Junge unablässig übers Display seines Smartphones. Astrid hatte das Ihrige abgeschaltet im Rucksack. Es bei diesen Reisen nicht einzuloggen, war oberstes Gebot. Sie hatte das Gerät auch nur für den äußersten Notfall dabei.

Auffallend oft trafen sich ihre Blicke mit denen eines Mannes, der in der gegenüberliegenden Sitzreihe schräg vor ihr in Fahrtrichtung saß. Sie versuchte zwar, ihn auszublenken und zu ignorieren, doch so sehr sie sich auch bemühte, dies zu tun, desto häufiger ertappte sie sich dabei, wie ihre Augen wieder zu ihm hinwanderten. Bereits als der Zug mit Dieselmotorgetöse durch Erbach dröhnte, glaubte sie, im Gesicht dieses Mannes ein überhebliches Lächeln wahrgenommen zu haben. Sie schätzte ihn auf knapp Mitte 30, gut situiert, schwarze Stoppelhaare, gepflegt, Typ »junger Manager«, selbstständig, vielleicht Banker oder Anwalt. Auffällig

unauffällig, durchzuckte es sie, während sie sich diese äußeren Merkmale einprägte und nun konzentriert durch die spiegelnde Scheibe in die Landschaft hinaussah.

Ihre beiden Chefs, Andreas Ruckgaber und Jonas Balluf, hatten ihr schon vor dem ersten Auftrag eingebläut, wie sie sich unterwegs verhalten musste: die Menschen in ihrer Umgebung diskret beobachten, sich Gesichter einprägen und im Laufe des Tages darauf achten, ob diese andernorts wieder auftauchten. Natürlich tat sie nichts, was explizit verboten gewesen wäre. Ganz im Gegenteil: Ihr Auftrag war gerade deshalb notwendig, weil gegen kein Gesetz verstoßen werden sollte. Dennoch bestand natürlich die Gefahr, dass sie allein schon der Häufigkeit ihrer Basel-Reisen wegen als auffällig galt. Schließlich gab es jede Menge Gesichtserkennungsprogramme, mit denen über öffentliche Videokameras zwar sinnvollerweise nach Terroristen gefahndet wurde – doch konnte diese Technologie auch dazu verwendet werden, häufige Grenzgänger herauszufiltern. Aber auch dies war nichts Verbotenes. »Allerdings«, so hatten Ruckgaber und Balluf mehrfach betont, »könnte es auch andere Kreise geben, die uns ausspähen wollen.« Wen sie damit meinten, der Beantwortung dieser Frage waren sie aber jedes Mal ausgewichen. Stattdessen hatte Ruckgaber, dem sie persönlich sehr nahestand, einen Satz gesagt, der noch immer in ihrem Kopf nachhallte: »Mädel, die werden dich schon nicht einsperren.«

Einsperren. Was als beruhigender Hinweis gedacht war, hatte bei ihr eher Ängste ausgelöst. Bestand tatsächlich die Gefahr, dass man sie einsperrte? In der Schweiz, die als höchst zivilisiertes Land galt? Nein, dort eher nicht. Wenn, dann konnte sie in die Fänge deutscher Behörden gelangen. Es waren solche Gedanken, die sich jetzt, da der Zug mit dröhnender Motorenbremse dem ersten Halt entgegenrollte, ihrer bemächtigten.

Während das Stationsschild Biberach vor ihrer Scheibe erschien, schloss sie die Augen, um diese Ängste zu vertreiben. Zumindest die Hinfahrt war noch völlig entspannt. Sie brauchte auf ihren Rucksack nicht aufzupassen und auch keine Sorge zu haben, überfallen zu werden.

Aber beobachtet könntest du werden, mahnte sie sich selbst. Der Kerl schräg da vorne? Langsam fielen ihr die Augen zu, und als sie wieder erwachte und der Zug gerade vom nächsten Stopp in Ravensburg wieder losfuhr, war der Mann verschwunden. Auf seinem Platz saß jetzt ein junges Mädchen in knappen bunten Shorts.

Auch der Jugendliche mit dem Smartphone hatte den Zug verlassen. Nur das Rentnerehepaar schwieg weiter vor sich hin. Als Kontrast dazu saß nun neben ihr eine gestylte Mittdreißigerin, deren aufdringliches Parfüm die stickige Luft noch unerträglicher machte. Die Frau warf ihrer Nachbarin einen abschätzigen Blick zu, besah sich dann selbstgefällig ihre eigenen, offenbar künstlich verlängerten Fingernägel und zupfte dann am Rocksäum, der um braun gebrannte Knie spielte. Auf dem Schoß lag eine kleine braune Handtasche. Noch während Astrid dies alles im Augenwinkel zur Kenntnis nahm, tauchte im Mittelgang ein junger Mann auf, der langsam von Sitzreihe zu Sitzreihe ging, jeden Passagier zu mustern schien und seinen Blick für einen Moment zu lange bei ihr verweilen ließ. War es reine Sympathie, oder hatte er gefunden, was er suchte? Astrid hielt seinem Blick stand, ohne das Gesicht zu verziehen. Er war um die 30, schätzte sie, sportlich, groß, blonde kurze Haare. Wie einer von diesen Spezialeinheiten der Polizei, durchzuckte es sie.

Quatsch, beruhigte sie ihre Gedanken. So ein Unsinn. Du siehst wie jedes Mal überall Spione, Feinde, Verfolger. Absoluter Schwachsinn.

Schon war der Mann vorübergegangen und hinter den

Kopfstützen verschwunden. Diese zwei, drei Sekunden hatten aber gereicht, ihr den Schlaf zu vertreiben. Ihre Augen klebten wieder an der Landschaft. Soeben war Aulendorf vorbeigezogen und einige Minuten später der kleine Bahnhof von Durlesbach, an dem ihr wiederholt jene originellen Skulpturen aufgefallen waren, die wohl an das Lied der »Schwäb'schen Eisenbahn« erinnern sollten, in dem ein knitzer Bauer besungen wurde, der während der Fahrt seinen Geißbock an den letzten Wagen gebunden und anschließend nur noch »Kopf und Seil« vorgefunden hatte. Eine schaurige Szene aus den Anfangszeiten der Eisenbahn, die vor über 165 Jahren von Stuttgart bis Friedrichshafen in Betrieb genommen wurde und heute sachlich »Südbahn« genannt wurde. Schade eigentlich, dachte Astrid, vor sich hindösend. Marketingmäßig wär's für den Tourismus förderlich, sie einfach »Schwäbische Eisenbahn« zu nennen. Denn besagtes Lied zählte ja einige Haltestationen auf – wenngleich des passenden Reims wegen nicht in der ganz korrekten Reihenfolge: Stuttgart, Ulm und Biberach, Meckenbeuren, Durlesbach.

Beim Stopp am Flughafen Friedrichshafen wurde sie wieder aus ihrem Dämmer Schlaf gerissen. Durch die gegenüberliegenden Fenster konnte sie einige historische Flugzeuge sehen, die vor dem futuristisch anmutenden Dornier-Museum standen. Ein paar Reisende mit schweren Koffern stiegen ein und quälten sich durch den schmalen Gang. Nichts Besonderes.

Die Motorbremse des Triebwagens, den die Anwohner vielerorts als »Heulboje« bezeichneten, begann wieder zu dröhnen, und schon tauchten die markanten Firmengebäude mit dem Schriftzug »Maggi« auf. Wenige Minuten später hielt der Zug erneut. Friedrichshafen Stadtbahnhof. Astrid schielte auf die Bahnhofsuhr und stellte zufrieden

fest, dass sie pünktlich waren. Noch ziemlich genau zwei Stunden bis Basel.

Wenigstens verschwand die hochnäsige und reichlich parfümierte Frau neben ihr. Astrid nahm die Gelegenheit wahr, zur Toilette zu gehen. Sie bat das Rentnerpaar, ihren Fensterplatz reserviert zu halten, falls hier in Friedrichshafen neue Passagiere kamen. Dann stieg sie auf dem Weg zur Toilette über einige Gepäckstücke, die den Gang blockierten, und musste aussteigewillige Personen bitten, sie durchzulassen. Als sie wieder zurückkehrte und der Zug längst wieder Fahrt aufgenommen hatte, elektrisierte sie ein bereits bekanntes Gesicht: Nur vier Sitze vor ihrem saß – in Fahrtrichtung – der junge Typ mit dem aufdringlichen Blick und dem Aussehen eines Managers. Er war also gar nicht, wie sie vermutet hatte, in Ravensburg ausgestiegen, sondern hatte nur den Platz gewechselt. Wieder trafen sich ihre Blicke für den Bruchteil einer Sekunde. Astrid tat so, als habe sie ihn nicht bemerkt, und widmete sich einem schlaksigen Jugendlichen, der mittlerweile, am Handy spielend, den Platz neben ihr eingenommen hatte. Er stand höflich auf, war ihr sogar behilflich, als sie aus dem Rucksack in der Ablage einen Apfel herausholte, und ließ sie an ihren angestammten Platz am Fenster rücken.

Der Junge machte sich sofort wieder über sein Smartphone her, mit dem er wie wild Nachrichten über WhatsApp versandte. Astrid biss in ihren säuerlichen Apfel und erfreute sich am Anblick der glitzernden Wasserfläche des Bodensees, die zwischen den vorbeiziehenden Häusern zu sehen war. Dort tummelten sich Enten und Schwäne, mehrere Segelboote tauchten auf.

Verstopfte Straßen und sehr viele Menschen ließen erahnen, wie dicht bevölkert jetzt, zu Beginn der baden-württembergischen Sommerferien, dieser Landstrich war.

Astrid wunderte sich jedes Mal über den weiten Bogen, mit dem die Bahn gleich hinter Friedrichshafen vom Bodensee wegschwenkte, um wieder nordwärts zu drehen und umständlich über Markdorf, Salem und Uhldingen nach einer halben Stunde erneut das Seeufer von Überlingen zu erreichen. Gleich nach der ersten Fahrt hatte sie diese irritierende Streckenführung bei Google Earth nachvollzogen. Mittlerweile aber war ihr alles vertraut. So oft war sie schon hier gewesen, dass sie die Anzahl ihrer Fahrten nicht auf Anhieb hätte nennen können.

Die Sommersonne und der strahlend blaue Himmel, davor der traumhaft blau schimmernde Bodensee, ließen sie zwischen Überlingen und Radolfzell für ein paar Minuten ihren Auftrag vergessen. Es war Urlaubsstimmung pur, die sie zu spüren glaubte. Und als in Radolfzell der Junge mit dem Smartphone ausstieg und sich neben ihr nun ein mürrisch dreinblickender Endvierziger wortlos breitmachte, einen Aktenkoffer auf den Knien, Dreitagebart im Gesicht, da rückte sie instinktiv näher ans Fenster, um sich in die Schönheiten der Landschaft zu vertiefen. Hier gibt es gewiss herrliche Radwege, dachte sie. Aber etwas in ihr ermahnte sie, jetzt keine falschen Zukunftspläne zu schmieden. Außerdem gab es ganz sicher weitaus schönere Flecken auf der Welt als den Bodensee. Die Karibik, den Pazifik, das Mittelmeer zum Beispiel. Mochte der Bodensee vor der Kulisse der Alpenkette noch so herrlich funkeln, das Klima hier war eben nicht mediterran, sondern konnte in den Wintermonaten auch ziemlich unfreundlich sein. Ihre Traumwelt war deshalb dort, wo das ganze Jahr über die Sonne schien.

»Jetzt ein Segeltörn, das wär was«, hörte sie plötzlich eine Männerstimme neben sich. Astrid war aus ihren Tagträumen gerissen worden und drehte sich um. Der Mann neben ihr hatte sich an sie gewandt. Vermutlich war er krampfhaft

bemüht, eine Konversation zu beginnen. Sein mürrisches Gesicht hatte sich zu einem Lächeln verzogen. »Super Wetter heute«, meinte er.

»So kann man das wohl sagen«, erwiderte Astrid betont kühl. »Schön für alle, die jetzt Ferien haben.«

»Sie nicht?«, knüpfte der Fremde an ihre Bemerkung an. »Sie fahren nicht in den Urlaub?«

Astrid überlegte, was mit dieser Frage bezweckt werden sollte. War's nur der übliche Small Talk oder wollte er sie aushorchen?

»Leider nicht in den Urlaub«, rang sie sich zu einer Antwort durch, während er sie durchdringend ansah und verständnisvoll nickte. »Schade«, meinte er, »einen Tag wie diesen sollte man nicht in der Eisenbahn verbringen.«

Vermutlich folgt jetzt die Einladung zu einem Segeltörn, dachte Astrid und überlegte, wie sie etwaige Annäherungsversuche höflich abweisen konnte. Der Mann war ihr unsympathisch, mochte er noch so charmant daherreden.

»Eisenbahn ist wenigstens bequemer, als mit dem Auto heute um den Bodensee rumzustauen«, war alles, was ihr einfiel.

»Haben Sie's noch weit?«

Aha. Astrids Sensoren schlugen Alarm. Was tat ihr Ziel zur Sache? War es der geschickte Versuch, den Zweck ihrer Fahrt zu erkunden? Sie musste jetzt äußerst vorsichtig sein. »Noch 'n Stück«, gab sie schmallippig zu verstehen.

»Ich benutze die Bahn nur auf diesem kurzen Stück bis Singen«, sagte er. »Sind normalerweise neun Minuten Fahrzeit. Ich wohne hier.«

Astrid zeigte kein Interesse am Hinweis auf seinen Wohnort. Die Motorbremse der Diesellok begann wieder zu dröhnen, und schon tauchten die markanten Firmengebäude mit dem Schriftzug »Maggi« auf.

»Waren Sie schon mal in Singen? Droben auf dem Hohentwiel? Toller Ausblick«, schwärmte der Mann, während er aufstand und seinen Aktenkoffer umklammerte.

»Nein, war ich noch nicht«, antwortete Astrid wahrheitsgemäß.

»Dann wünsch ich Ihnen noch viel Spaß – und falls Sie bis zur Endstation fahren, dann vergessen Sie nicht: Die Schweiz ist verdammt teuer geworden.«

Er grinste und eilte zum Ausgang.

Astrid reckte kurz den Hals, um ihm nachzusehen. Die Rentnerin von gegenüber nahm dies zum Anlass, erstmals seit Beginn der Reise etwas anzumerken: »Angeber«, lächelte sie. Ihr Mann nickte.

Astrid stimmte ihr zu: »Bin froh, dass der schon ausgestiegen ist.«

»Alleinfahrende junge Frauen müssen gut auf sich aufpassen«, meinte die Rentnerin, als fühle sie sich für Astrid verantwortlich. »Heutzutage ist viel Lumpenpack unterwegs.« Es schien so, als habe sie endlich, nach zweistündiger gemeinsamer Fahrt, einen Anknüpfungspunkt für ein Gespräch gefunden. »Haben Sie denn keine Angst?«

»Angst?«, entfuhr es Astrid. Wie kam die Frau eigentlich dazu, so etwas zu fragen? »Nein«, gab sie sich selbstbewusst. »Wieso sollte ich Angst haben? Am helllichten Tag doch nicht. Nur nachts, wenn die Bahn nicht mal in der Lage ist, einen Schaffner einzusetzen, dann kann man sich schon mal unsicher fühlen.«

»Deshalb fahren wir nie mit den Spätzügen – mein Mann und ich.« Sie sah zu ihm hin, doch der zeigte sich nicht sonderlich an einer Konversation interessiert, sondern blickte auf die Armbanduhr und schien sich zum Aussteigen vorzubereiten zu wollen. In etwa zehn Minuten würden sie Schaffhausen erreichen.